



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bartels, Adolf: Jeremias Gotthelf. 1

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Das ist ja alles Unsinn, wird der Leser sagen, und wahrscheinlich hat er Recht, aber er wird einsehen, daß einer, der diese Erwägungen angestellt hat, keine Lust mehr haben kann, Religionsunterricht zu erteilen. Übrigens aber sind diese Erwägungen weder etwas neues, noch Gehirnausschwitzungen weniger Querköpfe. Die Ketzer aller Jahrhundete — und deren Zahl ist wahrlich nicht klein — sind in ihrer Opposition gegen die Kirche von diesen und ähnlichen Gedanken ausgegangen, und Gottfried Arnold, des frommen Speners Schüler, hat in seiner berühmten „Unparteiischen Kirchen- und Ketzerhistorie“ ganz entschieden für die Ketzer Partei genommen und nachzuweisen versucht, daß das wahre Christentum immer nur bei ihnen und niemals bei den herrschenden Kirchen sei; er war schon in jungen Jahren zu dieser Erkenntnis gelangt, die ja natürlich nur mit Einschränkungen wahr ist, und hatte deshalb auch kein kirchliches Amt angenommen, weil bei dessen Führung „doch alles nur auf ein opus operatum hinauslaufe,“ auf äußerliche Leistungen, denen der Geist Christi fehlt.



Jeremias Gotthelf

Von Adolf Bartels

1

In den deutschen Dichtern, deren hundertjährigen Geburtstag man in diesem Jahre feiern kann, gehört auch Jeremias Gotthelf oder Albert Bigius, der Pfarrer von Lützelflüh im Kanton Bern, geboren am 5. Oktober 1797 in Murten. Aber man scheint Bedenken zu tragen, den Schweizer Pfarrer unter die jubiläumswürdigen deutschen Dichter einzureihen, wenigstens fand ich in dem Jubiläumverzeichnis, das die Tageszeitungen zu Anfang jedes Jahres zu veröffentlichen pflegen, seinen Geburtstag vielfach nicht angemerkt. Ich wunderte mich nicht sehr darüber. Gotthelf ist eine Erscheinung, mit der die Litteraturwurstler, mögen sie nun Professoren der Litteraturgeschichte oder Feuilletonredakteure oder geistvolle Damen sein, nie sehr viel anzufangen gewußt haben; deshalb steckten sie ihn in die Klasse der ästhetisch kaum in Betracht kommenden Volksschriftsteller. Heute vollends, wo man in weiten Kreisen ganz ernsthaft an eine von Anfang der achtziger Jahre datirende, völlig neue deutsche Litteratur glaubt und alles mißachtet, was nicht den Berliner Stempel hat, hat man



für den alten Schweizer selbstverständlich erst recht nichts übrig. Es hat aber doch einmal eine Zeit gegeben, wo Gotthelf in den deutschen Landen einigermaßen bekannt war; das war in den Jahren 1845 bis 1865, im Zeitalter der Dorfgeschichte, als deren Heros zwar Berthold Auerbach galt, neben dem aber auch Jeremias Gotthelf, wohl gerade deshalb, weil er derber und natürlicher war, seine Freunde und Bewunderer hatte. Es ist vielleicht bezeichnend, daß die Hauptbewunderer in Berlin saßen, wo denn auch mehrere Ausgaben der Werke des Schweizer Dichters (in 24 Bänden) erschienen, begleitet von einer für jene Zeit sehr lobenswerten Biographie von C. Manuel, der dem Pfarrer Vigius bei Lebzeiten nahegestanden hatte. Dann begann der zwei Jahrzehnte andauernde Verfall der deutschen Litteratur, der wunderbarerweise die nationale Einigung begleitete, und mit den andern großen Talenten der unmittelbar vorhergegangnen Zeit wurde auch Jeremias Gotthelf vergessen. Aber natürlich nicht ganz; einzelne Liebhaber seiner Werke erhielten sich, vor allem in der Schweiz, wo Gottfried Keller seinerzeit als Gegner Gotthelfs aufgetreten war, obwohl er ihn für das größte epische Talent unsrer Zeit erklären mußte. Von der Schweiz aus wurde denn auch, nachdem die Werke des Dichters freigeworden waren (Albert Vigius starb am 22. Oktober 1854), eine neue Ausgabe seiner Erzählung „Uli der Knecht“ in Reclams Universalbibliothek veranstaltet (1886), und zwar in der ursprünglichen, stärker mit Dialekt durchsetzten Gestalt; auf dieser Ausgabe, der dann noch in derselben Bibliothek ein paar Bändchen kleiner Erzählungen und neuerdings „Uli der Pächter“ folgten, beruht wohl im wesentlichen die Kenntnis des heutigen Geschlechts von Gotthelf. Sie ist, obwohl unter dem Einfluß des Naturalismus in der deutschen Litteratur der eine oder der andre gemerkt haben mag, daß der Dichter wieder „zeitgemäß“ geworden ist, immer noch auf kleinere Kreise beschränkt; einer vollständigen und genauen Bekanntschaft mit seinen Werken können sich in Deutschland gewiß nur wenige Personen rühmen, und seine wahre Bedeutung ist trotz der guten Einleitung Ferdinand Wetters zu der neuen Ausgabe von „Uli der Knecht“ noch kaum geahnt, viel weniger sorgfältig entwickelt worden.

Um gleich die wahre Sachlage mit einem Schlagwort anzudeuten: Gotthelf ist, so gut wie der Franzose Balzac, der Vater des Naturalismus, nicht bloß des deutschen, sondern des europäischen, aber freilich, die Kinder wissen nichts von ihrem Vater. Ein bekannter Ästhetiker sagt einmal: „Es giebt Geister, die Spitzen und Ausgänge eines Naturprozesses sind, es giebt andre, die nur Stadien und Übergänge vorstellen. Von jenen gehen stets reine und entschiedne Eindrücke aus, von diesen verworrene und unbestimmte. Die einen deuten rückwärts, und dem mit Tiefblick begabten Historiker ist es nicht selten möglich, eine ganze Stufe von vorbereitenden Individuen aufzuzeigen, die ihnen vorherging. Die andern deuten vorwärts und finden oft erst nach Jahrhunderten

ihre Ergänzung.“ Man muß diese Anschauungen noch etwas erweitern und zugleich bestimmter fassen, um sie auf die Litteraturgeschichte anwenden zu können. Erfahrungsgemäß giebt es ja in der Litteratur wie in der Geschichte und im Leben keinen Anfang und kein Ende, aber jede Persönlichkeit ist ein Anfang und ein Ende, und ferner sind doch aus Persönlichkeiten bestehende Entwicklungsreihen festzustellen, die einen Anfang und ein Ende haben oder doch zu haben scheinen. Nur muß man nicht meinen, daß solche Entwicklungsreihen stets mit einem kleinen Talent begönnen, auf das größere folgen, bis die Reihe in ein Genie ausläuft, an das sich dann wieder der Größe nach abnehmende Talente schließen; so einfach geht es in der menschlichen Entwicklungsgeschichte nicht zu. Es kann recht wohl an der Spitze einer Entwicklung eine verhältnismäßig große Persönlichkeit stehen, von der nach verschiedenen Richtungen Talente ausgehen, die Übergänge können durch Talente bezeichnet werden, die an Bedeutung sehr verschieden sind, das gipfelnde Genie kann auch seinerseits, obgleich sein Werk abgeschlossen erscheint, wieder vorwärts deuten und eine Ergänzung fordern, nicht im einzelnen, aber der Gesamtheit nach. Im allgemeinen ist jedoch die aufsteigende wie die absteigende Entwicklung auf dem Gebiete der Kunst, ja der gesamten menschlichen Thätigkeit festzuhalten, nur daß die ganze Entwicklungsreihe nie den bekannten Perlenkränzen gleicht, sondern höhere und niedere Typen gemischt sind. Jeremias Gotthelf wäre also ein Anfang, wenn ihm auch schon eine Entwicklung volkstümlicher Schriftstellerei in Deutschland vorhergeht, aber er ist nichts weniger als ein beschränktes Talent, sondern eine universale Erscheinung, in der eine ganze Reihe verschiedenartiger Erscheinungen späterer Zeit, ich will nicht sagen wurzelt, aber doch angedeutet und zum Teil vorweggenommen ist, ohne daß bisher das gipfelnde Genie hervorgetreten wäre. Nicht nur der dogmatische Naturalismus Zolas, der bestimmte moralische Zwecke verfolgt, ist bei Gotthelf zu finden, sondern auch der natürliche der großen russischen Schriftsteller, der das, was wir „Erdegeruch“ nennen, in die Litteraturwerke hineinträgt; das politische Tendenzlose der (ältern) Dramen Ibsens und seine etwas karrikirten Parteimänner fehlen bei Gotthelf ebenso wenig wie der soziale Geist der neuern Deutschen, der sich mit besondrer Vorliebe auf die Armeleutbilder geworfen hat. Und diese verschiedenen Bestandteile sind nicht etwa bloß im Reime, embryonisch, sondern mehr oder minder ausgebildet da. Wenn Gotthelf dennoch, alles in allem genommen, keinen Gipfel unsrer oder gar der Weltlitteratur bedeutet, so hat das seine ganz besondern Gründe.

Über seinen Lebensgang ist nicht viel zu sagen. Albert Bizius stammte aus einer alten Berner Familie, deren Mitglieder jahrhundertlang Ämter bei dem aristokratischen Regiment des Kantons bekleidet hatten, seine unmittelbaren Vorfahren waren Pfarrer. Sowohl die aristokratische wie die geistliche Abstammung ist für die Erklärung seines Wesens wichtig. Seine ersten Kinder

jahre verbrachte er in Murten, die meiste Zeit seiner Jugend aber in dem Bauerndorfe Ugenstorf, und so wurde er schon als Knabe in der Welt heimisch, in der seine Erzählungen spielen. Mit fünfzehn Jahren kam er auf die Litterarschule nach Bern, zwei Jahre später auf die Berner Akademie, die mit ihrem sechsjährigen Kursus eine Verbindung der obern Klassen des Gymnasiums und der Universität bildete. Seine Lieblingsfächer waren Mathematik und Physik, später auch Geschichte; eines seiner Lieblingsbücher wurden Herders „Ideen,“ und der „höhere Nationalismus“ Herders ging in seine Lebensanschauung über. Die Theologie hat er nie als reines Brotstudium aufgefaßt, sondern in der Predigerstellung schon früh die Gelegenheit gesehen, in die menschlichen Gesellschaftsverhältnisse als ein tüchtiges Glied praktisch eingreifen, schaffen und wirken zu können, weswegen er denn auch das Studium des Menschen, nicht aus Büchern, sondern im Leben für besonders notwendig für den Theologen erklärte. Bei solcher Geistesrichtung mußte ihm alle Frömmerei, ja selbst der Übereifer, dem junge Theologen so leicht verfallen, verhaßt sein. Im Jahre 1820 wurde er Kandidat und sofort Vikar seines Vaters in Ugenstorf; ein Jahr darauf bezog er aber zur Erweiterung seiner Studien die Universität Göttingen. Dort hörte er die namhaftesten Professoren, nicht bloß die Theologen, sondern auch den Historiker Heeren, den Ästhetiker Boutherwek. An das Göttinger Studienjahr schloß sich eine größere Reise durch Deutschland, namentlich durch Preußen und Sachsen, die aber keinen besondern Einfluß auf ihn gehabt zu haben scheint. Nach der Heimkehr wurde er zunächst wieder Vikar seines Vater, der 1824 starb, dann in Herzogenbuchsee in Oberaargau, darauf 1829 in Bern und 1831 in Lützelflüh im Emmenthal. 1832 erhielt er dort die Pfarrstelle, die er dann bis an sein Lebensende verwaltet hat; 1833 verheiratete er sich. Schon als Vikar hatte er sich viel mit dem Schul- und dem Armenwesen beschäftigt und sich auf diesem Gebiete die eingehendsten Kenntnisse erworben; als Pfarrer arbeitete er in derselben Richtung weiter, war Mitglied einer Schulkommission und eines Vereins für christliche Volksbildung und gründete eine Erziehungsanstalt für arme Knaben. Aber diese Werkthätigkeit im engeren Kreise genügte ihm auf die Dauer nicht, im Jahre 1836 trat er, zur Überraschung seiner Freunde und Bekannten, plötzlich als Schriftsteller auf, es erschien sein „Bauernspiegel“ oder „Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf,“ nach deren Helden er sich fortan als Schriftsteller nannte. Er war damals schon neununddreißig Jahre alt.

Wir haben auch sonst Beispiele, daß zu schriftstellerischer Thätigkeit berufne Männer erst spät hervorgetreten sind. Rousseau z. B., ein Schweizer wie Viglius und ihm an Begabung ähnlich, war siebenunddreißig Jahre alt, als er seinen berühmten ersten Discours herausgab. Eigentliche Dichter gelangen jedoch höchst selten so spät zur Produktion, wenn sich auch manche, wie Heinrich von Kleist und Gottfried Keller, ihrer poetischen Begabung erst

mit der eintretenden Reife bewußt geworden sind, und man sieht sich daher genötigt, bei dem Pfarrer von Lützelsflüh das dichterische Talent, so mächtig es auch war, als etwas Sekundäres oder doch an eine andre Kraft Gebundnes und davon Untrennbares anzusehen. Vigius war, möchte ich sagen, ein Thatmensch, eine zum praktischen Wirken berufne große Persönlichkeit, die nur, weil der Raum mangelte, auf das Schreiben verfiel, nun freilich großartige schriftstellerische und dichterische Gaben entfaltete, aber immer im Dienste der Praxis, nie in dem der Kunst, die er denn auch zu verachten schien. Man darf ihm, um das gleich hervorzuheben, keineswegs eine Mischbegabung zuschreiben; wenn auch Genie und Talent in der Regel spezifisch sind, so wird doch der genialen Begabung jeder Art, auch der praktischen, immer ein großes Maß von Anschauungs- und Darstellungskraft verliehen sein, und diese wird sich offenbaren, sobald ihr Besitzer, wie es in unsrer Zeit so leicht möglich ist, zur Schriftstellerei getrieben wird. Gesezt aber auch, man müßte die so lange latent gebliebne künstlerische Kraft des Schweizer Pfarrers als etwas ungewöhnliches annehmen, so harmonirte sie doch vollständig mit seiner Persönlichkeit, der Eindruck des Zwiespältigen wird nie erregt. Dennoch ist bei ihm eine rein dichterische Thätigkeit, ohne die praktischen Beweggründe und Antriebe, undenkbar, er ist in erster Reihe sozialer Schriftsteller und dann erst Dichter; wer bei ihm von mangelnder ästhetischer Durchbildung redet, versteht sein Wesen gar nicht. Eine solche Durchbildung wird eben nur ein rein künstlerisches Talent erstreben, aber ein Thatmensch, der zu schreiben genötigt ist, wird Naturalist (im alten Sinne) bleiben, und das ist denn auch bei Vigius der Fall gewesen. Ist doch das Schreiben überhaupt nur ein unvollkommener Ersatz für das Handeln, und für solche Menschen erst recht; *vivere necesse est, scribere non necesse est*, möchte man manchmal in unserm „tintenfleckenden Säkulum“ sagen, wodurch freilich die Thätigkeit des dichterischen Genius, die in hervorragendem Sinne „Handeln“ ist, nicht berührt wird. Auch Gotthelf war von jener Wahrheit tief durchdrungen und mußte es seiner ganzen Art nach sein; dennoch blieb ihm nichts andres übrig als Schriftsteller zu werden, wenn er so, wie er seiner Natur gemäß mußte, wirken wollte, und im Laufe seiner Entwicklung wurde er dann auch mit Leib und Seele Schriftsteller, er schrieb viel, aber nie, um zu schreiben.

Etwas wie einen Beweis für die vorstehenden Ausführungen kann man glücklicherweise aus den Briefen Gotthelfs bringen: „Es kommt mir je länger je mehr vor, schrieb er im Jahre 1838, daß man eigentlich nicht weiß, wer ich eigentlich bin, und daß die meisten Leute mich anders denken, als ich bin; daß man daher auch mein Schreiben und meine Schriften, die ich beide nur psychologisch rechtfertigen kann, von einem durchaus falschen Standpunkte aus beurteile. Die Bernerwelt ist eine eigne. Sie macht ein festgliedertes Ganzes aus. Ins vorderste Glied zu kommen, ist der Hauptpaß, und sobald

ein Berner zum Bewußtsein kommt, so drängt er sich in die Glieder und sucht sich durch die Glieder zu drängen. Ich hatte keinen Begriff von diesem allen, und keinem Menschen ist es je weniger in den Sinn gekommen, sich einen Weg machen zu wollen. Hingegen sprudelte in mir eine bedeutende Thatkraft. Wo ich zugriff, mußte etwas gehen; was ich in die Hände kriegte, organisirte ich. Was mich ergriff zum Reden oder Handeln, das regierte mich. Das bedeutende Leben, das sich unwillkürlich in mir regte, laut ward, schien vielen ein unberufnes Zudrängen, ein unbescheiden vorlaut Wesen, und nun stellten sich mir alle die feindlich entgegen, die glaubten, ich wollte mich zudrängen dahin, wohin sie allein gehören. . . . So wurde ich von allen Seiten gelähmt, niedergehalten, konnte nirgends ein freies Thun sprudeln lassen, konnte mich nicht einmal ordentlich ausweiten. Hätte ich alle zwei Tage einen Ritt thun können, ich hätte nie geschrieben. Begreife nun, daß ein wildes Leben in mir wogte, von dem niemand Ahnung hatte; und wenn einige Äußerungen los sich rangen, so nahm man sie halt als freche Worte. Dieses Leben mußte sich entweder aufzehren oder losbrechen auf irgend eine Weise. Es that es in der Schrift. Und daß es nun ein förmlich Losbrechen einer lange verhaltenen Kraft, ich möchte sagen der Ausbruch eines Bergsees ist, das bedenkt man natürlich nicht. Ein solcher See bricht in wilden Fluten los, bis er sich Bahn gebrochen, und führt Dreck und Steine mit in wildem Graus. Dann läutert er sich und kann ein schönes Wässerchen werden. So ist mein Schreiben auch gewesen ein Bahnbrechen, ein wildes Umsichschlagen nach allen Seiten hin, woher der Druck gekommen, um freien Platz zu erhalten. Es war, wie ich zum Schreiben gekommen, auf der einen Seite eine Naturnotwendigkeit, auf der andern Seite mußte ich wirklich so schreiben, wenn ich einschlagen wollte ins Volk. Nur bin ich mir bis dahin nicht zum Bewußtsein gekommen. Wie mein früheres Thun kein andres Ziel hatte als das Schaffen selbst, so hatte ich auch beim Schreiben keine Ahnung, mir Ruhm, eine bedeutende Stellung zu erwerben. . . . Du wirst vielleicht lachen über meine Klagen über Unterdrückung, aber sieh, erst jetzt fällt mir so recht auf, Jeremias und Käser [die Helden seiner ersten Bücher] sind unterdrückte Naturen. Der eine schlägt sich frei, der andre kann nicht. Und dieser Zug, die Helden auf diese Weise zu zeichnen, bezeichnet mehr oder weniger die innere Lage des Schriftstellers.“ Man sieht: was wir den poetischen, den künstlerischen Drang nennen, das fehlte bei Viglius vollständig. Er fühlte nicht das unbezwingliche Verlangen, Erlebtes zu gestalten, sondern nur eine allgemeine Thatkraft, die sich irgendwie Raum machen mußte, er dachte gar nicht an künstlerische Eroberung der Welt um sich, sondern nur an eine starke Wirkung auf die Welt; aber freilich, eine Naturnotwendigkeit, in der wir außer dem sich gehemmt fühlenden persönlichen Wirkungsdrang auch das erkennen, was wir jetzt Sozialgefühl nennen und christliche Liebe nennen könnten, trieb ihn zum Schreiben, nicht Ehrgeiz oder

sonst ein äußeres Motiv. Sein Biograph führt weitläufig aus, daß es nicht die gewöhnlichen litterarischen Beweggründe gewesen seien, die Bizius zum Volksschriftsteller machten — ganz gewiß nicht, aber ebenso wenig waren es rein dichterische, sondern eben die des sozial gestimmten Thatmenschen, der nicht anders als durch Schriften auf weitere Kreise wirken kann. Dem Prediger war seine Kanzel zu eng, seine Kirche zu klein geworden, und so wurde er Schriftsteller. Es ist sicher das Einfachste, aber auch wohl das Wichtigste, Jeremias Gotthelf auch als Schriftsteller einen Prediger zu nennen; er gleicht da nicht bloß Rousseau, der, wenn nicht Bergpredigten, doch Briefe vom Berge schrieb, sondern eher noch Carlyle, dem gewiß niemand die poetische Begabung absprechen wird, und der doch kein einziges rein dichterisches Werk, kaum ein rein historisches, sondern vor allem Predigten im größten Stile geschrieben hat. Freilich, es ist wieder ein gewaltiger Unterschied zwischen dem düstern schottischen Puritaner, der sich mit Vorliebe in der nebelreichen Welt der Träume und Prophezeiungen bewegte, und dem heitern Schweizer Pfarrer, der immer fest auf dem Boden der Thatfachen stand, aber man kann doch recht wohl in ihrer Begabung eine bestimmte Verwandtschaft, in ihrem Gesamtwirken die gleiche Richtung, in ihrer Gesamtstellung sehr viel Ähnlichkeit entdecken, ja es ist recht wohl möglich, daß Carlyle selbst in Jeremias Gotthelf, wenn er ihn gekannt hätte, etwas wie eine Verkörperung des Heldenhaften als Schriftsteller, wie er sie in Goethe zu finden meinte, gesehen haben würde. Unser Begriff vom „Dichter“ paßt auf Gotthelf gar nicht; er war durchaus an die Erscheinungen des wirklichen Lebens gebunden und strebte, sie umzugestalten. Eine solche Schriftstellerei setzt eine ganz genaue Kenntnis der Verhältnisse voraus, auf die man wirken will, die nur mit Hilfe gewaltiger Anschauungskraft, aber auch mit dieser nicht im Handumdrehen zu erwerben ist und außerdem erst mit der eingetretenen Reife des Verstandes Wert erhält; so erklärt sich, wie schon C. Manuel ausführt, das späte Hervortreten Gotthelfs, auch die ganze heftige Art dieses Hervortretens, besser gesagt, der Produktion selbst, die stets den Charakter der That trägt. Schriftstellerei im höchsten und größten Sinn kann allerdings Ersatz für das Handeln werden, und hier, aber auch nur hier erhält dann das scribere non necesse est seine Einschränkung.

Es wäre aber falsch, den Verfasser des „Bauernspiegels“ nun als völlig unbeeinflusst von dem litterarischen Leben seiner und der frühern Zeit hinzustellen. Mochte auch sein Schaffen mit Naturgewalt hervorbrechen, mochte er den schriftstellerischen Naturalismus nie überwinden, er gehörte doch zu den Gebildeten und hatte, ehe er die Feder ansetzte, zahlreiche litterarische Einwirkungen erfahren. Auf der Akademie in Bern hatte er die Popularphilosophen Engel und Fries studirt, hatte mit seinen Studiengenossen Schillersche und Körnersche Dramen aufgeführt, dann in Göttingen Walter Scott kennen gelernt und von ihm, wie wohl mit Recht angenommen worden ist, mancherlei

gelernt. Die Volksschriftstellerei war überdies in der Schweiz von altersher zu Hause; 1761 hatte Johann Kaspar Hirzel, Stadtarzt in Zürich, sein Buch „Die Wirtschaft eines philosophischen Bauern“ herausgegeben, dessen Held Kleinjogg, einem wirklichen Züricher Bauern, Jakob Guyer von Wermutschwyl, nachgebildet, nach Hettner sehr lebendig gezeichnet ist, das anziehende ländliche Genrebilder von faßlicher und überzeugender Lehrhaftigkeit enthält; 1781 war dann Pestalozzis „Lienhard und Gertrud“ gefolgt. Außer diesen Büchern mag Gotthelf Jung-Stillings Lebensgeschichte und Hebels, vielleicht auch Mößers Schriften gekannt haben, und wahrscheinlich sind auch die Werke seiner ältern Schweizer Zeitgenossen, Ulrich Hegners aus Winterthur und Heinrich Zschokkes (bekanntlich aus Magdeburg gebürtig, aber ganz Schweizer geworden), nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben. Beide waren, als der „Bauernspiegel“ erschien, noch am Leben, und einzelnes von ihnen, wie Zschokkes „Goldmacherdorf“, liegt doch in der Richtung von Gotthelfs Schaffen. Dennoch begann mit dem „Bauernspiegel“ ein neuer Zeitabschnitt der Volksschriftstellerei, richtiger, der Volksschilderung. Zwei Jahre vor dem Erscheinen von Immermanns „Münchhausen“, mit dessen Oberhofidyll man in der Regel die neue Periode der Schilderung des Bauernlebens beginnt, kam in einem Winkel der Schweiz das Buch heraus, das dieses Bauernleben mit gewaltiger Kraft als eine Welt für sich hinzustellen wagte — was Immermann nicht gethan hat — und zugleich die unerbittliche Wahrheit der Lebensdarstellung, wenn auch nicht zu poetischen Zwecken, doch im ganzen mit poetischen Mitteln, d. h. solchen der Anschauung durchführte. Was die That des Pfarrers Vigizius für das Volksleben selbst, also praktisch bedeutete, darüber ist gleich nach dem Erscheinen des Buches hin- und hergestritten worden; was sie in der Geschichte der Litteratur, der Dichtung bedeutet, können wir erst heute, nach sechzig Jahren beurteilen. Es ist, wie gesagt, nicht mehr und nicht minder als das Auftreten des Naturalismus in der Litteratur, d. h. der Kunstrichtung, die nichts verschweigen, nichts verdrehen, nicht komponiren, nicht verklären und verschönern, kurz, nicht die Poesie der Dinge, sondern die Dinge selbst geben will, genau, wie sie sind. Und wenn man zehnmal den Theoretikern des Naturalismus entgegenwirft, daß das unmöglich sei: Gotthelf, der freilich an eine neue Kunstrichtung nicht im entferntesten dachte, konnte sich mit vollem Recht rühmen, daß er die Wahrheit gegeben habe; denn er hatte fast vierzig Jahre unter den Menschen und Zuständen gelebt, die er schilderte, und hatte nicht nur (sich unbewußt) die Anschauungskraft des Dichters, sondern auch den praktischen Verstand des Sozialpolitikers, der nicht in die Gefahr kommen konnte, sich irgendwie über die Richtigkeit und die Tragweite seiner Darstellung zu irren.

Man kann mit einiger Bestimmtheit behaupten, daß Gotthelf unter allen Volksschriftstellern die größte Kenntniss des Volkes gehabt habe; seine Vorgänger wie seine Nachfolger, namentlich die Schulnaturalisten, stehen darin weit hinter

ihm zurück. Die Ursachen liegen auf der Hand: er hatte sein Leben nicht nur unter dem Volke verbracht, er hatte auch wirklich mit dem Volke gelebt, als Pfarrer und Schweizer Bürger, war mit ihm völlig verwachsen und kannte keine andern Interessen als die des Volkes. Was ihn über das Volk erhob, war nicht sowohl seine größere Bildung oder gar seine gesellschaftliche Stellung, sondern seine das Durchschnittsmaß weit überragende Persönlichkeit, die nicht Gefahr lief zu verbauern, wie man zu sagen pflegt, ebenso wenig aber, sich vom Volke und damit von dem Boden der Natur loszulösen. Erscheinungen wie Gotthelf sind äußerst selten, zumal in Deutschland, wo sich jeder Gebildete seiner Bildung stark bewußt ist und, wenn er mit dem Volke in Verbindung tritt, um es zu „heben,“ das Gefühl der Herablassung nicht leicht los wird, während andererseits die Leute, die sich aus eigener Kraft aus dem Volke zu größerer Bildung emporarbeiten, wenn sie doch im Volke stehen bleiben, meist Sonderlinge werden. Sehr nahe liegt uns Modernen der Vergleich Jeremias Gotthelfs mit Leo Tolstoi. Zola und die meisten andern französischen und deutschen Naturalisten stehen überhaupt nicht im Volke, es sind Gebildete, die das Volk mehr oder minder gut beobachten und nach ihren Beobachtungen darstellen, die Russen aber leben mehr mit dem Volke als wir Westeuropäer. Mitten unter ihm steht jedoch auch von den Russen nur einer, eben Tolstoi, und er schafft denn auch wie Gotthelf sozusagen aus der Volksseele heraus. Doch ist bei Tolstoi ein Akt der Entsagung dem Leben im Volke vorausgegangen, und im Laufe seiner Entwicklung hat er sich dem Schicksal, als Reformator aufzutreten, nicht entziehen können, während es Bizius nie in den Sinn kommen konnte, daß er zu Gunsten des Volkes auf etwas zu verzichten habe, seine Pfarrerstellung ihn davor bewahrte, sich als Reformator zu fühlen, er auch als Schriftsteller der Pfarrer geblieben ist. Der Unterschied der beiden großen Kenner der Volksseele erklärt sich zum Teil aus äußern Umständen, hauptsächlich aber aus dem Unterschiede des Germanen- und des Slawentums, der russischen und der schweizerischen Verhältnisse und bedarf kaum der Auseinandersetzung. Uns Deutschen wird der Russe bei all seiner Größe leicht als krankhaft, der Schweizer dagegen als durchaus gesund erscheinen, und diese Gesundheit gleicht keineswegs der Beschränktheit, wenn auch eine gewisse „Progerie“ bei Gotthelf manchmal stört. Alles in allem ist er doch eine ganz einzige Erscheinung, und alle, die auf das Volk und für das Volk wirken wollen, nicht bloß unsre Naturalisten, haben dringende Veranlassung, sich mit Gotthelf eingehend zu beschäftigen.

Der Boden, auf dem er, fest wie eine starke Eiche, steht, ist im ganzen die Schweiz, im besondern das „Bernbiet,“ das Gebiet des Kantons Bern, noch „besondrer“ die Teile des Kantons, die Emmenthal und Ob- u. Nid- u. Aargau heißen. Wie alle Schweizer, so sind auch die Bewohner dieser Gegenden nichts weniger als das, was man ein sympathisches Volk nennt, es fehlt ihrem Charakter

wie ihrer Lebensweise alles Romantische und Poetische, was man den Angehörigen anderer deutscher Stämme, vor allem den Gebirgsbewohnern zuschreibt. Geld und Besitz, das offene, rücksichtslose Streben darnach scheint unter diesem Bauernvolk von jeher eine größere Rolle gespielt zu haben als anderswo, wo man es wenigstens verhüllte, die Lebensformen sind durchaus nüchtern, Volkssitten, die mit der Natur zusammenhängen, sind kaum noch vorhanden, alle Feste sind in der Hauptsache auf Essen und Trinken im Wirtshause beschränkt, die Volkspoesie, Lied und Spruch sind fast verschwunden, dafür freilich praktische Lebensweisheit, Spott und Satire stark ausgebildet, die Sprache roh und derb. Aber die meist besonnenen, oft bis zum Schmutz geizigen Alten, die wilden, rohen, aber kraftvollen Jungen, die behäbigen, wenn auch oft beschränkten Frauen, die berechnenden, dabei oft sinnlichen, manchmal auch von französischer Kultur nicht zu ihrem Vorteil beleckten Jungfrauen bilden doch im ganzen ein tüchtiges Bauerngeschlecht, mit allen Untugenden der deutschen (reichsdeutschen) Bauern, aber ohne deren aus alter Zeit ererbte Gedrücktheit; hin und wieder kommen bei aller Enge und Beschränktheit Gestalten vor, die man königliche Bauern nennen könnte, und die ihresgleichen in Deutschland nur etwa in bestimmten niedersächsischen Gegenden finden, auch wachsen aus dem geschilderten Boden immerhin genug „moralische“ Ausnahmen an Männern und Frauen, für die der Dichter wohl Sympathie empfinden kann. Im großen und ganzen beschränkt sich nun Gotthelf in seinen Werken auf diese bäurische Welt, von der städtischen will er nicht viel wissen, er betrachtet sie mit dem Auge des Bauern, der in den Städtlern eigentlich unnützes Volk sieht, das er im Grunde mit durchzuschleppen hat, cum grano salis natürlich. Der Bauer ist bei Gotthelf der Aristokrat, darüber übersieht er aber den Proletarier nicht, den Tagelöhner, das Dienstvolk, und der Schriftsteller hat diese unterste Klasse im ganzen mit gleicher, oft selbst mit größerer Liebe wie den Bauern behandelt, wenn er auch weiß, daß das Heil seines Landes auf der Erhaltung eines tüchtigen Bauernstandes beruht. Wie ich schon sagte, Vigilius schildert das Bauernleben als eine Welt für sich, man möchte fast sagen als die Welt, und so oft er auch, namentlich in seinen spätern Werken, das politische und allgemein soziale Leben der Schweiz in seine Darstellung hineinzieht, es wird doch fast immer nur als Hintergrund verwandt, die Bauern bleiben die eigentlich handelnden Personen. Das ist, wie die Dinge nun einmal lagen und zum Teil noch liegen, nicht Beschränktheit, sondern Notwendigkeit und Wahrheit und in der Geschichte der Litteratur geradezu eine That, eine, die sich kaum wiederholt hat, denn wer hat nach Gotthelf so resolut zu verfahren gewagt, so selbstverständlich und so aus dem Vollen dargestellt? Seine Werke enthalten in der That die ganze Natur- und Kulturgeschichte des schweizerischen Bauerntums bis in die geringsten Einzelheiten herab, ja die Naturgeschichte des Bauerntums überhaupt, des westeuropäischen wenigstens, und werden des-

halb ihren Wert behalten, auch wenn der letzte wirkliche Bauer gestorben ist. Daß aber der Bauer ein sehr bemerkenswerter „Repräsentant der Menschheit“ ist, braucht wohl kaum gesagt zu werden, Gotthelf selber wußte das auch und meinte, das Leben gleiche der Luft, die oben und unten gleich sei, nur oben und unten ein wenig anders, gröber oder feiner gemischt, und daß sich die Menschen in sittlicher Beziehung viel näher ständen, als man ihrem Außern nach glauben sollte. So ist denn der Bauernspiegel, wie man die Gesamtheit seiner Werke nennen kann, zugleich ein Weltspiegel, aus dem jeder lernen kann.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Vogel=Strauß=Politik. In Nr. 30 beweist ein Freund der Grenzboten, daß die von vielen Seiten beklagte Reaktion, sofern von einer solchen gesprochen werden dürfe, nichts schlimmes sei. Und darin ist ihm beizustimmen. Der Wissenschaft gilt die Reaktion so wenig wie die Revolution als etwas schlimmes, beide sind ihr nur historische Kategorien oder richtiger Abschnitte des Weltlaufs. Die Weltgeschichte besteht aus einer ununterbrochenen Reihe von Revolutionen (Revolution und Reform oder friedliche Entwicklung sind nicht Gegensätze, sondern bezeichnen nur das verschiedene Tempo derselben Bewegung), und jede solche Umwälzung vollzieht sich in einem Vorlauf und einem Rücklauf; welche der beiden Hälften eines Kreislaufs als Fortschritt und welche als Rückschritt bezeichnet wird, das hängt, gerade so wie in einem Zirkus, von dem Platze des Beobachters ab; was der freisinnige Protestant Fortschritt zum wahren Christentum nennt, das nennt der Katholik Rückfall ins Heidentum. Ob diese Kreise der Weltgeschichte eine Spirale bilden und daher einen Fortschritt darstellen, oder ob sie immer derselbe Kreis sind, der nur hin und her schwankt und uns zu guter Letzt auf dem alten Flecke sitzen läßt, ob in diesem Falle die Bewegung trotzdem einen Zweck erfüllt, wie die Bewegung ihrer Trägerin, der Erde, um die Sonne, oder ob sie ganz zwecklos verläuft, darüber lassen wir die Geschichtsphilosophen streiten; hier genügt es anzuerkennen, daß das Wort Reaktion nichts schlechtes bezeichnet, sondern nur denselben Abschnitt der unaufhörlichen historischen Kreisbewegung, der von den Zuschauern auf den gegenüberliegenden Plätzen der Arena als Fortschritt gesehen wird.

Also darin ist dem Freunde zuzustimmen. Aber die Deutung, die er der augenblicklichen Reaktion giebt, sieht einigermassen wunderlich aus. Diese soll darin bestehen, daß man jetzt endlich aufhört, das kaufmännische Interesse, das von der Gesetzgebung die letzten zwei Menschenalter hindurch ausschließlich berücksichtigt worden sei, als das wichtigste zu behandeln, und daß man zu der gesunden und natürlichen Anschauung zurückkehrt, wonach der Produzent und der Konsument, nicht die Vermittler zwischen beiden, die wichtigsten Personen im Staate seien, und diese Rückkehr zur Vernunft soll es sein, was die alten Parteien und die Reichstagsmehrheit in Aufregung versetzt, denn die lebten noch in der alten Idee, daß Staatswohl sei gleichbedeutend mit der Blüte des Handels. Nun ist die Reichstagsmehrheit aber in der That